

University of New Mexico

## UNM Digital Repository

---

History Faculty Publications

Scholarly Communication - Departments

---

2010

### Inszenierte Weltgeltung einer prima inter pares? Die Berliner Universität und ihr Jubiläum 1910“ [Staged World Respect for a prima inter pares? Berlin University and its Jubilee in 1910]

Charles E. McClelland

University of New Mexico, cemcc@unm.edu

Follow this and additional works at: [https://digitalrepository.unm.edu/hist\\_fsp](https://digitalrepository.unm.edu/hist_fsp)



Part of the [History Commons](#)

---

#### Recommended Citation

McClelland, Charles E.. "Inszenierte Weltgeltung einer prima inter pares? Die Berliner Universität und ihr Jubiläum 1910“ [Staged World Respect for a prima inter pares? Berlin University and its Jubilee in 1910]."  
*Rüdiger Vom Bruch (ed.), Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910 (Munich: Oldenbourg, 2010), 243-254.* (2010).

[https://digitalrepository.unm.edu/hist\\_fsp/11](https://digitalrepository.unm.edu/hist_fsp/11)

This Book Chapter is brought to you for free and open access by the Scholarly Communication - Departments at UNM Digital Repository. It has been accepted for inclusion in History Faculty Publications by an authorized administrator of UNM Digital Repository. For more information, please contact [amywinter@unm.edu](mailto:amywinter@unm.edu).

# **Inszenierte Weltgeltung einer prima inter pares? Die Berliner Universität und ihr Jubiläum 1910**

Charles E. McClelland, Albuquerque, USA

[Conference paper later published in Rüdiger Vom Bruch (ed.), *Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910* (Munich: Oldenbourg, 2010), 243-254.]

## *Die Mutter aller Jubiläen 1910*

Der Ruf der Friedrich-Wilhelms-Universität leuchtet noch heute im internationalen Wissenschaftsbewusstsein. Erst vor kurzem las ich zufällig in einer amerikanischen Zeitschrift: „It is hardly an exaggeration to claim that, before the twin catastrophes of the Third Reich and World War II, Berlin was the intellectual epicenter of the world and the Humboldt [University] *the* university in Berlin.“<sup>1</sup> Sie war am Vorabend des Ersten Weltkriegs mit rund 10,000 Studenten, einem Sechstel der Gesamtfrequenz im Deutschen Reich, auch „die erste deutsche Massenuniversität.“<sup>2</sup> Implizit schreiben Historiker (ich eingeschlossen) den Beginn des Niedergangs der deutschen Wissenschaft sowie des deutschen Hochschulsystems den Folgen von Krieg und Faschismus zu. Eine etwas genauere Untersuchung der Lage schon *vor* dem Kriegsausbruch -- und zwar anhand des Jubiläums von 1910 selbst -- zeigt aber bereits Probleme, Krisen und den Beginn des Abstiegs vom Gipfel des im Laufe des vorangegangenen Jahrhunderts errungenen weltweiten Ruhmes und Glanzes. Das war selbstverständlich nicht auf die Friedrich-Wilhelms-Universität beschränkt. In einer Zeit der Bildungsexpansion und der Anbahnung von neuen Hochschulgründungen (Frankfurt, später auch Hamburg und Köln) sahen schon Zeitgenossen einen Verlust an früherer Geltung im Vergleich zu in- und ausländischen Rivalen auf dem bisher wenig angefochtenen Feld von Forschung und Lehre auf höchstem Niveau. Diese Erkenntnis färbte auf subtile Weise auch die Stimmung und Ausrichtung der gesprochenen und gedruckten Worte zur Erinnerung und

---

<sup>1</sup> Michael Burda, „The Ruins of Humboldt. Restoring German Higher Education,“ in: *The Berlin Journal*, Nr. 13 Herbst 2006, S. 46.

<sup>2</sup> Konrad Jarausch, *Deutsche Studenten*, Frankfurt/M., 1984, S. 72.

Vergegenwärtigung beim Jubiläum. Fast überall bei akademischen Festen der Epoche hatte sich „das Gefühl einer *posthistoire* [eingesetzt], die Überzeugung, daß der Fortschritt seinem Höhe- und Endpunkt nahe gekommen sei.“<sup>1</sup>

Wie die Entstehung der Berliner Universität 1810 die Stellung und Funktion der Preußischen Akademie der Wissenschaften für immer verändert hatte, so sollte die bei der Jahrhundertfeier der Universität enthüllte Zukunftsplanung auf deren Abschied vom Alleinvertretungsanspruch der *Hautes Etudes* oder *Advanced Studies* hindeuten. Damit war ein Sonderweg, der die deutschen Hochschulen -- unter der häufigen Anführung der Berliner Universität -- im 19. Jahrhundert (und vor allem in den letzten drei Jahrzehnten) zur Erfindung der modernen *research university* hingeführt hatte, zwar nicht beendet, nunmehr aber verzweigt. Man kann darüber streiten, ob weniger konservative und neuerungsfeindliche Hochschulordinarien und Akademiemitglieder dem offenkundigen Drang nach einer selbstständigen, von der Lehre losgelösten wissenschaftlichen Forschung eher nachgegeben hätten. Die Geschichte des Universitäten kennt bekanntlich wenig Beispiele für strukturelle Innovationsfreude unter den etablierten Professoren, und die in anderen Hinsichten ertragreiche, die großzügige Autonomie und Selbstverwaltung wird problematisch, wenn die Dynamik der Wissenschaftsentwicklung (wie Anfang des 20. Jahrhunderts) riesige organisatorische und finanzielle Herausforderungen stellt.

Den Eindruck, die Friedrich-Wilhelms-Universität habe ihren Höhepunkt am Vorabend des Ersten Weltkrieges erreicht, verdanken wir ironischerweise zum Teil dem großartig angelegten Gedenken bei der Gründungsjahrhundertfeier 1910. Welche andere Universität hätte sich rühmen können, sowohl in Festreden vom Reichskanzler und vom Kaiser als auch durch ein fünfbandiges Geschichtswerk mit 2 400 Seiten Umfang diese hohe Anerkennung zu finden? Die gewaltige Veröffentlichung näherte sich -- verglichen mit den meisten anderen Jubiläumsschriftchen -- sogar den höchsten Ansprüchen der historischen Wissenschaft.<sup>3</sup> Trotzdem ist es auffallend, dass die schon im September 1910 erschienenen Bände dieses Werkes hauptsächlich Gründung und Aufbau der

---

<sup>1</sup> Jochen Zwick, Akademische Erinnerungskultur, Wissenschaftsgeschichte und Rhetorik im 19. Jahrhundert, in: *Scientia Poetica*, 1, 1997, S. 129.

<sup>3</sup> Notker Hammerstein., Jubiläumsschrift und Alltagsarbeit, *Historische Zeitschrift*, 236, 1983, S. 601-633.

Universität behandeln, sich also thematisch eher mit dem viel bescheideneren Jahresjubiläumswerk von 1860 hätten vergleichen lassen. Der letzte Band erschien erst 1918, vier Jahre nach der Berufung des Autors nach Hamburg; die Entwicklung der Friedrich-Wilhelms-Universität in und nach der Reichsgründung geriet allerdings mit 34 Seiten erstaunlich knapp und gedämpft, kaum mehr als eine Skizze. Auch wenn Lenz ursprünglich, also 1910, sich etwas Anspruchsvolleres vorgestellt haben sollte, scheint der Umfang des Schlussbandes eine Verherrlichung der Universität im Kaiserreich, sozusagen auf dem Weg zum Gipfel, kaum zugelassen zu haben. Manche der Überschriften in dieser Skizze muten sogar wie ein Bild vom Verfall der „Einheit der Wissenschaft“ an: *Zerfall der Philosophischen Fakultät in ihre Fachwissenschaften; Immer stärkerer Ausbau der drei „oberen“ Fakultäten zu Fachschulen; Folge der Zweckbestimmung der Universitäten als Lehranstalten, in Verbindung mit der Entfaltung der Wissenschaften; Wachsende Raumbedrängnis im Hause der Universität; oder Auswanderung und Ausbau der naturwissenschaftlichen Institute in den 80er Jahren.*<sup>4</sup>

Und die kaiserliche Huldigung? Gerade während der Feierlichkeiten am 11. Oktober 1910 wurde aus allerhöchstem Munde eine Neuschöpfung verkündet, die über die nächsten hundert Jahre den Universitäten, auch derjenigen, die nach seinem Urgroßvater benannt worden war, die Vorherrschaft in der deutschen wissenschaftlichen Forschung streitig machen würde: die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Nicht der in Wissenschaftsfragen wenig sachkundige Kaiser selber, sondern seine Beamten hatten ihm die Festrede verfasst, nachdem eine kleine Gruppe um Adolf von Harnack -- erster Präsident der aus der Taufe gehobenen Forschungseinrichtung – die Jubiläumsfeier der Universität und zugleich das Ende ihrer Vorherrschaft (zunächst auf dem Gebiet der Naturwissenschaften) vorbereitet hatte.

In der mir zur Verfügung stehenden Zeit möchte ich das Augenmerk nur auf zwei Faktoren in der Berliner Hochschullandschaft richten, die dafür verantwortlich sind, dass das Jahr 1910 nicht nur ein Meilenstein, sondern auch ein Wendepunkt in der Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität ist. „Proportion ist alles“, dieser Satz gilt für die

---

<sup>4</sup> Max Lenz, Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 4 Bde. in 5, Halle, 1910-18, Bd. II/2: Auf dem Wege zur deutschen Einheit im neuen Reich, 1918, S. 351-85

Kunst, aber auch z.B. für Werbeleiter. In dieser Hinsicht waren für die Universität um 1910 zwei Gegebenheiten maßgebend: die Stadt, in der sie stand, und die Klientel, deren Bedürfnisse sie (wenn auch stillschweigend) immer stärker zu berücksichtigen hatte.

### *Großbetrieb in einer Weltstadt*

Berlins Weltgeltung hatte nicht wenig mit der Stadt und ihrer Umgebung zu tun. Die Friedrich-Wilhelms-Universität war eine der zwei deutschsprachigen Universitäten mitten in einer Weltstadt. Mit nur rund 100 000 Einwohnern zur Zeit der Universitätsgründung, hatte Berlin 1880 bereits mehr als eine Million Einwohner, 1895 schon 1,7 Millionen und am Vorabend des Ersten Weltkrieges mehr als 2 Millionen. Das war fast so groß wie London (wenn man die Eingemeindungen der 1920er-Jahre hinzuzieht) und größer als Paris oder Wien. Obwohl Wiens Bevölkerung zu einem Drittel aus nach dem Krieg nach Hause zurückgekehrten ungarischen und slawischen Untertanen bestand und damit betont kosmopolitisch -- oder, wie manche Politiker von rechts heute sagen würden, „überfremdet“ -- aussah, hatte auch Berlin 290.000 Ausländer (hauptsächlich Polen und Russen). Die nächstgrößeren Universitätsstädte im Deutschen Reich, Leipzig und München, erreichten damals erst eine halbe Million Einwohner und waren merklich bornierter.

Die Großstadt als Umgebung ist für die FWU besonders hervorzuheben, denn die traditionelle europäische Universität hat meistens eine Antipathie gegen Großstädte gezeigt. In einer Großstadt wie Berlin konnten Studierende und ihre Lehrer z.B. verschiedene Auswirkungen der Industrialisierung auf die Volksgesundheit, das Wirtschaftsleben oder das Strafrecht wahrnehmen. Wichtiger für die Weltgeltung der Universität, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, waren aber das Nebeneinander verschiedener Forschungseinrichtungen und die damit einhergehende personelle Überschneidung. Nicht nur die Akademie der Wissenschaften, besonders ihre philosophisch-historische Klasse, sondern auch andere (alte und neue) außeruniversitäre Institute teilten -- Kosten sparend -- Personal und Ausstattung mit der Universität, von der alten Charité bis zu den ersten Institutsdirektoren der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Das Vorhandensein vieler erforderlicher Hilfsanstalten und einer kritischen Masse anderweitig honorierter Gelehrter war schon 1810 einer der der wichtigsten Gründe dafür

gewesen, trotz antiurbaner Vorurteile und Bedenken eine Universität in der Hauptstadt zu gründen. Viele der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten, wegen der nach 1870 schnell wachsenden Studentenzahlen unverzichtbar, befanden sich eben in einer Weltstadt, wo sie im Vergleich zu kleinen Universitätsstädten wenigstens einen kümmerlichen Lebenshalt durch Nebentätigkeiten verdienen konnten. Die Jubiläumsgeschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität hat, wie üblich, die Errungenschaften der Koryphäen der Wissenschaft hervorgehoben. Aus heutiger Sicht ist aber klar, dass „wissenschaftlich interessierte Praktiker“ (wohl die Mehrheit der Privatdozenten) wie auch eine kleine Gruppe Privatgelehrter-- meist in den Geisteswissenschaften, aber auch in der Medizin und im Rechtswesen tätig – eine verfügbare Reservearmee bildeten für kostengünstige Unterrichtsangebote. Hinzu kam eine wachsende Anzahl von „Institutsspezialisten“, die für den Betrieb der naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute zunehmend unentbehrlich waren, ohne eine realistische Erwartung auf einen ordentlichen Lehrstuhl haben zu können.

Was die Großstadt als Kommunikationsraum der Wissenschaften anbot, hatte aber auch seinen Preis. Berlin platze 1910 aus allen Nähten. Die Universität stand in einem am Ende aussichtslosen Wettbewerb mit Reichs-, Staats- und Gemeindeverwaltungen, mit Finanz, Handel und Gewerbe um zusätzliche Räumlichkeiten. Was bis in die Zeit des Kaiserreichs noch einigermaßen in das Hauptgebäude und die nähere Umgebung gepasst hatte, konnte mit Dutzenden von neuen eigenständigen Instituten und Seminaren nicht mehr mühelos im Regierungsbezirk untergebracht werden.<sup>5</sup> Um die Jahrhundertwende kam daher die Idee auf, frei werdendes (und staatseigenes) Domänengelände im fernen Dorf Dahlem für einen Wissenschaftspark, ein „deutsches Oxford“, vorzusehen. Diese *suburbanization* („Vorstadtbildung“) wurde erst denkbar nach dem raschen Ausbau des öffentlichen Verkehrsnetzes. Nicht nur Gebäude, auch Wohnraum suchende Professoren und sogar der Ministerialdirektor Althoff fingen an, im Südwesten sesshaft zu werden mit der Folge, dass gewisse Kieze und sogar Plätze -- wie Steglitz und Rüdeshheimer Platz –

---

<sup>5</sup> Vgl. die Tabelle 2: Fächer an der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin, 1892–1930, in Peter Lundgreens Beitrag in diesem Band; vgl. ders., *Differentiation in German Higher Education*, in: Konrad H. Jarausch (Hg.), *The Transformation of Higher Learning 1860–1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States* (Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen 13), Stuttgart 1983, S. 159.

fast zu Akademikerkolonien wurden.<sup>6</sup> U- und S-Bahn dürften genauso viel zum schwindenden Bewusstsein von der „Einheit der Wissenschaft“ beigetragen haben wie die Ausdifferenzierung der Disziplinen und das Fachspezialistentum. Das dadurch entstandene Auseinanderrücken von Kollegen und Gesprächspartnern, die früher in Fußnähe zueinander lebten, muss die Kommunikation innerhalb der Berliner Universitätswelt spürbar, wenn auch nicht quantifizierbar, beeinträchtigt haben. Solche scheinbar trivialen Habitusänderungen können tief greifende Umwälzungen in Weltanschauungen zur Folge haben, wie der Historiker A. J. P. Taylor einmal witzig über seine englischen Kollegen festgestellt hat: “When Oxford dons talk of the decline of Western civilisation, what they mean is that they used to have servants to do the washing up and now they have to do it themselves.“

Nachzügler in der Hochschullandschaft wie die Charlottenburger Technische Hochschule litten zwar weniger an dem Platzmangel, der in Berlin-Mitte herrschte, aber man muss auch den Wettbewerb mit diesen Bildungs- und Forschungsanstalten erwähnen, wenn man den Status des „Primus“ ins rechte Licht rücken will. Die scharfe Abgrenzung zwischen Universitäten und Technischen Hochschulen in Deutschland steht im Gegensatz zu amerikanischen Entwicklungen im letzten Drittel des Jahrhunderts. Hier hatten die beiden Morrill Acts (1863 und 1890) zur Gründung von staatlichen Universitäten sowie Agricultural and Mechanical (A und M) Colleges geführt; sie verbanden Grundlagen- und angewandte Forschung in den Natur- und Technikwissenschaften mit Ausbildung und schlossen teilweise auch Kunsthochschulen ein. Selbst die alten Privatuniversitäten Amerikas gingen dazu über, Institute und Fachbereiche (Departments) auf einem Campus zu vereinen, die in Deutschland institutionell streng getrennt gehalten wurden. Würde die deutsche Universität sich dieser “Amerikanisierung” öffnen? Der lange Kampf um die klassischen Sprachen als Zulassungsbedingung für das Studium endete um die Jahrhundertwende ebenso erfolglos wie der Versuch, den Technischen Hochschulen das Promotionsrecht vorzuenthalten.

---

<sup>6</sup> Man kann in Meineckes Memoiren nachlesen, wie froh er war, als neuberufener Berliner Professor gleich in den entstehenden Vorortwohngebieten ein erschwingliches eigenes Haus kaufen zu können. Friedrich Meinecke, Strassburg/Freiburg/Berlin 1901-1919, Stuttgart, 1949, S. 143-8. Straßen- und Platznamen von Schöneberg bis zum Botanischen Garten erinnern noch heute an diese akademische Neubevölkerung der früheren Dorfweiden des Berliner Südwestens.

Die „Humboldtsche“ Reform hatte 1810 zu einer Universität geführt, die für die damaligen Zustände in Wissenschaft, Gesellschaft und Wirtschaft ausreichend war. Sie bildete höhere Staats- und Kirchenbeamte aus, ferner die Lehrer für das gleichfalls reformierte, altsprachliche Gymnasium. Ein „Forschungsimperativ“ galt anfangs hauptsächlich für die aufgewertete philosophische Fakultät, die aber die Schlüsselrolle bei der Ausbildung der neuen Gymnasiallehrer übernahm. Um 1910 hatten sich diese Zustände gewaltig verändert. Nicht mehr vornehmlich Staats- und Kirchendiener, sondern inzwischen überwiegend Freiberufler, Lehrer für die modernen (realistischen) Schultypen, Naturwissenschaftler, Journalisten und Wirtschaftswissenschaftler bildete die Universität aus, eine große Zahl davon in dem verpönten, gleichwohl realen „Brotstudium.“ Die Friedrich-Wilhelms-Universität stand an einem Scheideweg: Sollte sie ihre Lehr- und Forschungsaufgaben unbegrenzt ausdehnen oder sich auf die vorhandenen Organisationsformen und Aufgaben beschränken? Eine Universität mit begrenzten Erwartungen an wissenschaftliche Innovationen hatte durchaus Tradition; eine Universität ohne Lehraufgaben war dagegen undenkbar.

### *Erweiterte Klientel*

In den 100 Jahren bis 1910 und besonders seit den 1860er-Jahren hatte sich die Klientel der Universität stark erweitert. Nicht nur die großen Studentenzahlen, sondern auch die Mehrheit der im Lehrbetrieb Aktiven – die so genannten „Nicht-Ordinarien“ – stellten (und stellen bis heute) eine Herausforderung dar für das Idealbild einer kleinen, aber feinen, hauptsächlich von Ordinarien und Institutsdirektoren getragenen *research university*.<sup>7</sup> Die kognitive Dissonanz zwischen Selbstinszenierung und Wirklichkeit der Friedrich-Wilhelms-Universität wurde im Jubiläumsjahr sehr gut sichtbar in dem Missverhältnis zwischen der Betonung von wissenschaftlichen Höhepunkten und Koryphäen einerseits und der Geringschätzung von Nicht-Ordinarien, Lehrbetrieb und Studentenschaft andererseits. Weder die nichtordentlichen Hochschullehrer noch die nicht satisfaktionsfähigen bzw. -willigen Studierenden (vielleicht 40% der Gesamtheit,

---

<sup>7</sup> Rüdiger vom Bruch, Universitätsreform als soziale Bewegung. Zur Nicht-Ordinarienfrage im späten Kaiserreich, in: Geschichte und Gesellschaft 10, 1984, S. 72-91.

Söhne aus dem Mittelstand, höhere Töchter und Ausländer)<sup>8</sup> waren bei den Jubiläumsfeiern und -publikationen vertreten. Die Ausbeutung von unbezahlten oder nur geringfügig besoldeten Privatdozenten und außerordentlichen Professoren wurde 1897 nur unzulänglich und palliativ durch die preußische Hochschulbesoldungsreform angepackt; die Unzufriedenheit der Betroffenen erreichte mit der Gründung der „Nicht-Ordinarienbewegung“ um 1907 einen neuen Höhepunkt. Zur gleichen Zeit baute Deutschland die ersten vier eigenen Schlachtschiffe der *Dreadnought*-Klasse, die im Jubiläumsjahr fertig wurden und symbolisch sehr gut auf die Gründe hindeuten, warum die „geistigen Kräfte“ unzureichend mit Butter versorgt waren. Von 1910 bis zum Kriegsausbruch vergrößerten sich die Rüstungsausgaben des Reiches um weitere 73%.<sup>9</sup> Unter den Teilnehmern an den Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1910 gibt es nur wenige, die den Ausgaben für Kultur den Vorrang gegeben hätten. „Galt den Zeitgenossen doch ‚Wissenschaft und Wehrkraft‘ als Auszeichnung, als Glanzstücke des deutschen Kaiserreichs; ihnen imponierte, wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf schrieb, die ‚Verbrüderung von Militarismus und Wissenschaft‘ im neuen Staatswesen sehr.“<sup>10</sup> Beim ersten Festakt in der Neuen Aula, in der umgebauten „Kommode“ gegenüber dem Hauptgebäude, war die symbolische Anwesenheit einiger ausgewählter Studenten – in Uniform oder „Wichs“ – bezeichnend. Die zwei Drittel der Berliner Studierenden, die keiner Korporation angehörten, munkelten von Boykott. Beim zweiten Festakt gab es ebenfalls nur wenige Studenten.<sup>11</sup>

Wenn die feiernden Würdenträger und Professoren 1910 Kanonen den Vorrang vor Butter gaben, dann musste das sowohl für die Nicht-Ordinarien und den wissenschaftlichen Nachwuchs als auch für die Studierenden Auswirkungen haben. Und

---

<sup>8</sup> Jarausch, *Deutsche Studenten*, S. 73; Lenz, *Universität zu Berlin*, Bd. III, 521; Helmut Klein (Hg.), *Humboldt-Universität zu Berlin*, Berlin, 1985, S. 57.

<sup>9</sup> <http://www.thecorner.org/hist/wwi/military.htm>

<sup>10</sup> Notker Hammerstein, *Antisemitismus und deutsche Universitäten, 1871-1933*, Frankfurt am Main und New York, 1995, S. 53.

<sup>11</sup> Christopher Roth, *Das 200jährige Jubiläum der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 1900 und die Jahrhundertfeier der Königlich Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 1910 im*

Vergleich: [akademische (Re)präsentation im Berlin des wilhelminischen Kaiserreichs], [unveröffentlichte] Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Amt des Studienrats, Humboldt-Universität zu Berlin (27. November 2006), S. 67. Ferner: „Bei der Planung der studentischen Beteiligung am Fackelzug und der Reihenfolge der in diesem vertretenen Gruppen kam es zu Streitigkeiten zwischen inkorporierten, nichtinkorporierten und jenen nichtinkorporierten Studenten, die sich von der ‚Vereinigung der Nichtinkorporierten‘ nicht hinreichend repräsentiert sahen.“ (S. 69.)

in der Tat, es gibt Anzeichen dafür, dass die meritokratische Rekrutierung der preußischen Eliten, auf die man lange Zeit -- im Gegensatz zur Junkerherrschaft -- hatte verweisen können, neuerdings den jungen Talenten nicht mehr so klar die Karrieren offen hielt. Schon Friedrich Paulsen bemerkte 1906 den neuaristokratischen Zug in der Studentenschaft. Stipendien und Freitische für minderbemittelte Studierende wurden seltener bzw. knapper bemessen. Gleichzeitig lässt sich eine stärker "plutokratische" Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses feststellen.<sup>12</sup> Diese Erschwerung und Verteuerung des Erwerbs von Berufsqualifikationen entsprach dem wachsenden Druck und der immer aggressiveren Interessenwahrnehmung seitens vieler akademischer Berufsvereine. Wegen der Überfüllungssituation auf dem Arbeitsmarkt für Akademiker hatten auch diejenigen Absolventen, die sich unter relativ liberalen Aufnahmebedingungen für akademische Berufe qualifiziert hatten, wachsende Probleme zu Beginn ihrer Karriere.<sup>13</sup>

Der Drang in die akademischen Berufe, weniger ein Bildungsdrang, trieb immer mehr Söhne, dann auch Töchter aus dem Mittelstand zum Studium, so dass Frequenz und Qualität der Studierenden sich bis 1910 gewaltig geändert haben. Frauen, die in anderen europäischen und deutschen Staaten schon studieren und promovieren durften, wurden in Preußen zwar erst 1908 amtlich zum Vollstudium zugelassen, machten aber fast zehn Prozent der Vorkriegsexpansion aus. Die Studentinnen stammten aus einem vergleichbaren sozialen Milieu wie ihre männlichen Kommilitonen, aber in den letzten Jahrzehnten hatte sich die soziale Herkunft der Studenten verschoben. Allein durch die Zulassung der Abiturienten von Realgymnasien und Oberrealschulen zum Studium (ca. 25% des Frequenzzuwachses) erweiterte sich das gesellschaftliche Rekrutierungsfeld, wenn auch nur wenige Arbeiterkinder dabei waren. Hinzu kamen etwa neun Prozent Ausländer. Insgesamt kann man zum Ende des 19. Jahrhunderts von einem bedeutsamen Wandel in der sozialen Rekrutierung der Studierenden an deutschen Universitäten

---

<sup>12</sup> Friedrich Paulsen, *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium*, Berlin, 1902; Reprint 1965 S. 160; Martin Schmeiser, *Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend-soziologische Untersuchung*, Stuttgart, 1994, S. 324. Vgl. auch Sylvia Paletschek, *Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, *Contubernium* 53, Stuttgart, 2001, S. 519.

<sup>13</sup> Siehe die ausgezeichnete und eingehende Analyse der Überfüllungsdynamik in: Hartmut Titze, *Der Akademikerzyklus*, Göttingen, 1990, Kap. 5.

sprechen: fast 50% stammten aus “nicht traditionellen” Kreisen.<sup>14</sup> Hinzuweisen ist aber auch auf den beharrlichen, meist stillschweigenden Widerstand gegen Chancengleichheit für jüdische Studierende und Nachwuchswissenschaftler, auch in Professorenkreisen, in denen wohl eher eine „kulturprotestantische“ als eine antisemitische Gesinnung fortlebte. Gustav Schmoller, wie Harnack und Wilamowitz ein Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz und mit Harnack sogar in den erblichen Adelsstand erhoben, konnte während der Vorbereitungen zum Jubiläum schreiben: „Wie ...bewahrheitet sich in so manchen Fakultäten die Prophezeiung, dass der erste jüdische Ordinarius in zehn Jahren fünf und mehr andere Juden nach sich ziehe.“ Auch wenn er damit keine völkischen Ressentiments bedienen wollte, konnten viele Antisemiten eine Alarmglocke in seiner Feststellung erblicken: „Die Benachteiligung der Juden im preußischen Staatsleben ist heute fast dem Verschwinden nah und macht bereits dem Gegenteil da und dort Platz.“<sup>15</sup> Der Verdacht liegt nahe, dass manche kaisertreuen Professoren eher die Agitation für Großstadtuniversitäten neuen Typs – in der öffentlichen Diskussion oft mit Materialismus, Gewerbeinteressen oder (jüdischer bzw. katholischer) Kulturfeindschaft verbunden – zugelassen hätten; dass sie weniger bereit gewesen wären, dem Andrang von Studenten und Nachwuchswissenschaftlern aus traditionell ausgeschlossenen oder benachteiligten Schichten und Gruppen Chancengleichheit einzuräumen an der großstädtischsten aller deutschen Hochschulen.

### *Weltgeltung als Strategie in der preußischen und kaiserlichen Kulturpolitik*

Studenten waren nicht die einzige „Klientel“ der Universität. Auch Staat und Wirtschaft machten Bedürfnisse geltend, die die Hochschullandschaft beeinflussen, ja umgestalten mussten. Angesichts ihrer Größe und des wissenschaftlichen Ranges ihrer Professoren konnte die Friedrich-Wilhelms-Universität gelassen und fast ohne Nachdruck ihre Stellung als *prima inter pares* unter den deutschen Hochschulen um 1910 behaupten. In

---

<sup>4</sup> Die Statistik für die Friedrich-Wilhelms-Universität zeigt 1910 allerdings etwas niedrigere Werte als 1914 -- es gab z.B. noch nicht ganz so viel Frauen, dafür umso mehr Ausländer. Aber die Verhältnisse sahen im Ganzen ungefähr dem Durchschnitt von 1914 ähnlich, nur bei einem Viertel mehr an Hörern. Vgl. Fußnote 7.

<sup>5</sup> Gustav Schmoller, in: Schmollers Jahrbuch 40, 1906, S. 426.

dem Werk von Lenz wird sie explizit so dargestellt, mit zur Schau getragener Bescheidenheit.<sup>16</sup> Diese wirklichkeitsnahe Positionierung stellte aber viele der Feiernden nicht ganz zufrieden. Schon um 1900 hatte man den „Mythos Humboldt“ erfunden, zu einer Zeit, als die traditionsreiche Preußische Akademie der Wissenschaften versuchte, ihre inzwischen etwas veralteten und reduzierten Funktionen als „Honoratiorenklub“ durch den Verweis auf die glorreichen älteren Zeiten – mit einer mehrbändigen Geschichte anlässlich ihres eigenen Jubiläums – in den Hintergrund treten zu lassen.<sup>17</sup> Man diskutierte die Notwendigkeit einer zusätzlichen Organisationsform vor allem für die naturwissenschaftliche Forschung; die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft stand 1910 gerade bevor, sie rückte die überholte und unvollkommene wissenschaftliche Vorherrschaft der beiden älteren Anstalten, Akademie und Universität, ins Bewusstsein. In den Ausschüssen zur Vorbereitung beider Jubiläen saßen einige identische Hauptakteure. Daher kann es nicht Wunder nehmen, dass die Selbstinszenierungsgesten der Friedrich-Wilhelms-Universität die Gründungsphase und die idealistischen Momente, die geistig-symbolischen „deutschen Bildungswerte“ eines Humboldt oder Fichte betonten. Auf der anderen Seite stand als Gewährsmann gegen allzu großes idealistisches Pathos Adolf von Harnack, der nicht nur als Schlüsselfigur den beiden Vorbereitungsausschüssen für die Jubiläen von Akademie und Universität angehörte, sondern schon 1901, als Rektor der FWU, den Historiker Lenz (einen Neorankeaner und damit vermeintlich „objektiv“) mit einer vergleichbaren Geschichte beauftragte, wie er sie selber 1900 mit 1 000 Seiten für die Akademie geliefert hatte.<sup>18</sup> Damit sollte die „klassische Verlegenheitslösung anlässlich von Universitätsjubiläen,“ nämlich die hastig zusammengeflückte Aufsatzsammlung, vermieden werden.<sup>19</sup> Dabei ist nicht zu übersehen, dass der Theologe Harnack unter seinen gottesgelehrten deutschen Kollegen kaum als Orthodoxer galt und dass ihm mehr als allen anderen Wissenschaftlern des Kaiserreiches das Zustandekommen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu verdanken ist. Obwohl es im

---

<sup>16</sup> „Die Hoffnungen der Vorfahren, Berlins Universität über ihre Schwestern zu erheben, sind für immer begraben: sie wird sich mit dem Ruhme begnügen müssen, unter gleichen die erste zu sein.“ Lenz, Universität zu Berlin, Bd. II/2, S. 385.

<sup>17</sup> Rüdiger vom Bruch, Langsamer Abschied von Humboldt? Etappen deutscher Universitätsgeschichte 1800-1945, in: Mitchell G. Ash (Hg.), Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten, Wien 1999, S. 29-57; Peter Th. Walther, Honoratiorenclub oder Forschungsstätte, in: Jürgen Kocka (Hg.), Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, Berlin 1999, S. 103-18.

<sup>18</sup> Roth, Das 200jährige Jubiläum, S. 55-8.

<sup>19</sup> Hammerstein, Jubiläumsschrift, S. 612.

Kaiserreich von solchen scheinbaren Widersprüchen zwischen moderner Dynamik und historisierendem Stilpathos nur so wimmelt, kann man in Harnacks oberflächlicher Schizophrenie, Hagiograf der beiden wichtigsten preußischen Forschungsanstalten, Akademie und Universität, zu sein, gleichzeitig aber viel Forschung in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu lenken, ein gemeinsames Motiv finden: Wissenschaft als Großbetrieb sollte an der Universität in Grenzen gehalten werden; die Universität sollte als Bildungsstätte erhalten bleiben, keine Ausbildungs- und Erfindungswerkstatt werden mit vorgetäuschten schwachen, ins Zeitalter des Humboldtschen Idealismus zurückführenden Traditionsfäden.

Harnacks Entscheidung für gutdotierte, mit ständigen Hilfskräften und Apparaten ausgerüstete Forschungsinstitute und einer Direktorialverfassung, also frei von kollegialen Hemmungen und Voten wie an Universitäten, hatte viele Gründe, die anderswo breit analysiert worden und hier nur zu erwähnen sind.<sup>20</sup> Die rasche Ausdifferenzierung von wissenschaftlichen Disziplinen, vor allem in den Naturwissenschaften und der Medizin, verlangte immer neue und auch teurer gewordene Forschungseinrichtungen. Diese in der Friedrich-Wilhelms-Universität weiterhin so unterzubringen, wie das in der „Ära Althoff“ (1882-1907) gang und gäbe gewesen war, hatte seine Grenzen erreicht. Hier wiederholte sich die Erfahrung, die Harnack und andere mit der Akademie gemacht hatten und die Theodor Mommsen in die prophetischen Worte gekleidet hatte: Man könne leicht „als Dekoration angesehen und als überflüssig betrachtet ... werden,“ wenn „das Betriebskapital ... versagt.“<sup>21</sup> Versuche des Kultusministeriums, namhafte Wissenschaftler (darunter Nobelpreisträger) nach Berlin zu holen mit dem Angebot, eine (vorlesungsfreie) „Akademieprofessur“ mit einer Honorarprofessur an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu kombinieren, scheiterten. Solche Wissenschaftler konnten ideale Forschungsbedingungen auf einem internationalen Markt verlangen, ohne den zeitraubenden Unterrichts- und Fakultätsbetrieb. Außerdem belastete die finanzielle Ausstattung herausragender Wissenschaftler (sei es an der Akademie, sei es an der Universität) mit geeigneten teuren Instituts- und Laboreinrichtungen die Staatsfinanzen, die durch Rüstungsausgaben ohnehin angespannt

---

<sup>0</sup> <sup>20</sup> Siehe Kocka, Preußische Akademie.

<sup>1</sup> <sup>21</sup> Theodor Mommsen, „Antwort an Herrn Harnack“, Erwiderung auf Harnacks Antrittsrede [bei der Pr. Akademie] am 3. Juli 1890 in: Sitzungsberichte 1890, 2, 791-3.

waren, bis zum Äußersten. Private Stifter -- hauptsächlich aus der Industrie, die an Durchbrüchen in der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung interessiert war – standen bereit, bis zu drei Viertel der benötigten Mittel für Institutsgründungen zur Verfügung zu stellen und gleichwohl auf direkte Kontrolle, wenn auch nicht auf jedweden Einfluss, zu verzichten, dem Staat die Leitung zu überlassen. Die Opposition sowohl in der Akademie als auch in der Universität – besonders in den geisteswissenschaftlichen Fächern – gegen diese „Amerikanisierung“, gegen die Bevorzugung eines vermeintlichen „Materialismus“, erklärt den Umweg, den Harnack und seine Bundesgenossen eingeschlagen haben.<sup>22</sup> Man ginge nicht zu weit, wenn man für eine Formulierung von Peter Burke -- ursprünglich bezogen auf die Verlagerung der Wissenschaft aus den Hochschulen in die Akademien im 18. Jahrhundert – hier eine neue, ironische Verwendung um 1910 findet: „Die Universitäten mochten ihre traditionelle Funktion als Lehranstalten auch weiterhin effizient ausüben, doch im allgemeinen waren es nicht diese Stätten, aus denen heraus sich neue Ideen entwickelten.“<sup>23</sup> Dagegen muss man aber sofort einwenden: Eine saubere Trennung zwischen Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Universität und Akademie war schon wegen der weitgehenden personellen Überschneidung in den drei Anstalten nicht immer möglich. Außerdem muss man berücksichtigen, dass bis ins spätere 20. Jahrhundert hauptsächlich die naturwissenschaftlichen Fächer betroffen waren.

Bemerkenswert ist daher nicht sosehr die Beschwörung des „Mythos Humboldt“ als des Garanten der „Einheit von Lehre und Forschung“ durch die Universität, sondern dessen kühne Neuinterpretation, die während der Universitätsjubiläumsfeier selbst in der kaiserlichen Rede kundgegeben wurde. Nach dieser Auslegung von Wilhelm von Humboldts Schrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ (1809-10), die Harnack schon in seiner Akademiegeschichte veröffentlicht hatte,<sup>24</sup> wurde sein Ruf nach „Hilfsinstituten“ – also nach Bibliotheken, Gärten, Sternwarten – in eine Legitimation von neuen unabhängigen

---

<sup>2</sup>           <sup>2</sup> Übrigens zeigten sich sogar amerikanische Professoren gegenüber krasser Einmischung aus kapitalistischen Kreisen allergisch, also genau gegen das, was deutsche Kollegen als „Amerikanismus“ denunzierten. Sie gründeten deswegen 1915 unter der Führung von John Dewey die American Association of University Professors (AAUP).

<sup>3</sup>           <sup>23</sup> Peter Burke, Papier und Marktgeschrei: Die Geburt der Wissensgesellschaft, Berlin 2002, S. 63.

<sup>4</sup>           <sup>24</sup> Adolf von Harnack, Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 3 Bde. Berlin, 1900, Bd. III, S. 361-7.

Forschungsinstituten umgewandelt.<sup>25</sup> Die Bedürfnisse an natur- und technikkwissenschaftlicher Großforschung wurden durch die Loslösung vom Hochschulbetrieb glänzend befriedigt; die Finanzlasten beschwerten weder den steuermüden Bürger noch den Militäretat, der sich ruhig rasch vermehren konnte, denn die Großindustrie, die dritte Kraft in dem, was US-Präsident Eisenhower 50 Jahre später den „Military-Industrial-Congressional Complex“ genannt hat, stellte die Mittel bereit für ein international wettbewerbsfähiges Forschungsprogramm. Damit betrat Deutschland zwar keinen Sonderweg ins 20. Jahrhundert, aber eine eigene Variante in der auf Kriegstauglichkeit und Gewinn orientierten Grundlagenforschung, die schneller und wirksamer ohne die Belastung durch Ausbildungsaufgaben voranschreiten konnte. Wie der während der Jubiläumsfeierlichkeiten 1910 proklamierte Neue Kurs mit dem Verweis auf die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zeigte, inszenierte sich die Weltgeltung der preußischen und deutschen Wissenschaft nicht nur in der Beschwörung von Jahrhundertfolgen durch die „prima inter pares“, sondern auch in der wohlwollenden Abkehr von der Hochschule als der alleinigen Speerspitze dieser Wissenschaft. Was 1910 noch zu feiern blieb, war die Tatsache, dass die Friedrich-Wilhelms-Universität so viel auf diesem Gebiet mit relativ wenig Mitteln errungen hatte. Hat man damals schon dunkel geahnt, dass weder die Errungenschaften noch die Mittel im gleichen Maß über das nächste Jahrhundert zu realisieren sein würden?

Die Großinszenierung von 1910 ist eher zu verstehen als ein Akt in dem differenzierten Schauspiel der preußisch-deutschen Kultur- und Wissenschaftspolitik, weniger als das, was die meisten eingeladenen Statisten -- Professoren im Talar, Korpsstudenten im Wichs, Würdenträger aller Art -- wohl empfunden haben. Nicht mehr nur die Universität, sondern die gesamte Bildungs- und Forschungslandschaft Berlins durfte der Krone und dem Reich den Weltglanz verleihen. Wie nach vielen anderen protzigen theatralischen Festen des späten Kaiserreiches, so ließen aber auch hier die eher nüchternen Äußerungen und Gesten der Insider erkennen, dass die Friedrich-Wilhelms-Universität, unbestreitbar auf dem Gipfel ihrer Entwicklung stehend, doch vielleicht schon dabei war,

---

<sup>25</sup> Bernhard vom Brocke, Verschenkte Optionen. Die Herausforderung der Preußischen Akademie durch neue Organisationsformen der Forschung um 1900, in: Kocka, Preußische Akademie, S. 120.

ihren Höhepunkt zu überschreiten und sich von dem viel beschworenen Anspruch des (wie immer zu fassenden) Humboldtschen Ideals zu entfernen.